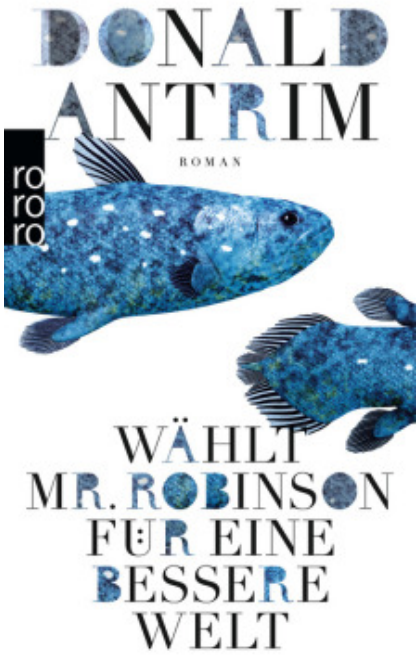
Leseprobe aus:

Donald Antrim

Wählt Mr. Robinson für eine bessere Welt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

DONALD
ANTRIM

WÄHLT MR. ROBINSON FÜR EINE BESSERE WELT

ROMAN

Mit einer Einführung von
Jeffrey Eugenides

Aus dem Englischen
von Gottfried Röckelein

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
«Elect Mr. Robinson for a Better World» bei Viking, New York.
Die deutsche Erstausgabe erschien 1999 unter dem Titel
«Die Beschießung des Botanischen Gartens» im Verlag
Edition Epoca AG, Zürich. Für die vorliegende
Ausgabe wurde der Roman durch eine Einleitung
von Jeffrey Eugenides ergänzt.
Deren Übersetzung besorgte Nikolaus Stingl.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Elect Mr. Robinson for a Better World»
Copyright © 1993 by Donald Antrim
Umschlaggestaltung ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München
Umschlagabbildungen Corey Ford/Stocktrek Images/Corbis
Satz aus der Caslon 540 PostScript bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27078 9

Für Don und Roxanne Self

DIE BARBAREI DER GEGENWART

Von Jeffrey Eugenides

An einem heiteren New Yorker Tag vor über zwei Jahrzehnten – ungefähr 1990 – übergab mir Donald Antrim an einem Tisch im Viand Diner, Ecke 3rd Avenue und 86th Street, die ersten zwanzig Seiten eines Manuskripts, aus dem zu gegebener Zeit *Wählt Mr. Robinson für eine bessere Welt* werden sollte. Das war damals, als die Ära der Schreibmaschine sich dem Ende zuneigte, und Antrim benutzte, wenn ich mich recht erinnere, eine schlanke Olivetti, deren Tastenanschläge Abdrücke auf den Florpostblättern hinterließen, die ebenso zart, luftig und elegant waren wie die Anfangszeilen: «Denken Sie sich eine Ortschaft, gipsputzrosa und fischbauchweiß, mit Glyzinien und sich wiegenden Palmen hübsch verpackt und nach verfaulten Früchten riechend, die aufgeplatzt unter den Bäumen liegen, Mangos, Papayas, wunderbare Tangerinen. Stellen Sie sich vor, dass sich dieser Ort auf einer Korallenbank erhebt, die ausgebleicht an einem flachen Badegewässer aus dem Meer ragt, ‹der versunkenen Welt der Fische›. So nennt meine Frau Meredith den Ozean.» Damals wusste ich nicht, dass dieser Absatz nicht nur das Manuskript einleitete, das ich in Händen hielt, sondern auch noch zwei weitere, die folgen und schließlich eine Trilogie von Kurzromanen vervollständigen sollten, erzählt von pedantischen, syntaktisch gesitteten, halb geistesgestörten Männern mittleren Alters.

Ich hatte keine Ahnung, dass die Bildsprache des Meeres eine so große Rolle in dem Roman spielen würde (später werden Merediths selbstinduzierte «ichthyomorphe Trancen» zu einem Hindernis in ihrer Ehe mit dem Erzähler). Ich wusste nur, dass ich, dem Bahnverlauf dieser Anfangszeilen folgend, plötzlich in ein nie zuvor erlebtes Reich hineingezogen wurde: die versunkene Welt eines seltsamen, wunderbaren Buches. *Wählt Mr. Robinson für eine bessere Welt* ist etwas sehr Seltenes: ein Buch ohne Vorläufer. Es mit anderen Büchern zu vergleichen heißt, Frustration regelrecht zu provozieren: Die Schablonen passen nicht. Der Roman ist satirisch, ohne zur Satire zu werden. Er präsentiert erkennbare Figuren in einer erkennbar amerikanischen Vorstadt, ohne einer realistischen Erzählweise zu entsprechen. Er projiziert psychische Störungen auf die Außenwelt, ohne sich dem Schauerromanhaften hinzugeben. Er ist ein Werk von äußerster Originalität und höchstem künstlerischem Mut, und er wird mit jedem Lesen besser und tiefgründiger.

Erzähler des Romans ist Pete Robinson, ein arbeitsloser Lehrer und Fan der Geschichte des Mittelalters. Zu Beginn des Buches befindet sich Pete oben in seiner «Dachkammer, mit Vorhängeschloss an der Tür» und beobachtet seine Heimatstadt durch einen Feldstecher. Es sieht nicht allzu gut aus. Die Schulen haben geschlossen. Der frühere Bürgermeister, Jim Kunkel, ist kürzlich gestreckt und gevierteilt worden, zur Strafe dafür, dass er Stinger-Raketen in das Reflexionsbecken des Botanischen Gartens geschossen und ehemalige Wähler getötet hat. Außerdem haben Einwohner vor ihren Häusern «Fallgruben» mit angespitzten Pfählen angelegt, um sich vor Nachbarn zu schützen. Zwei Familien führen in einem Stadtpark einen Kleinkrieg gegeneinander.

Unterdessen scheint «alles, Häuser und Geschäfte, Tankstellen und Banken, alle die liebgewordenen Orientierungspunkte meines glücklichen Lebens in diesem Ort – alles scheint im Untergang begriffen. Wie trostlos dann die Welt aussieht. Es fehlt nur noch, dass aus Erkerfenstern Reptilien mit aufgerissenen Rachen herausschauen, Schlangen aus Aluminiumbriefkästen purzeln und sich aus niedrigen Abdeckgittern über Doppeltürgaragen fallen lassen. Es ist eine Szenerie aus meinen Träumen, ein nasser Ort, den ich gut kenne und auch wieder nicht, Zuhause und doch keines, und darin wühlt ein Schwimmbagger und fördert Andeutungen von Verlust und Schmerz, von Verlangen und Begierde zutage, Indizien für meine immer intensiver werdende Vorahnung eines Todes durch Ertrinken.»

Pete beschreibt das lokale Durcheinander mit der aufgeräumten Stimme des «Stadtschreibers», bei dem es sich zufälligerweise um ihn handelt. Ein Running Gag des Buches zielt auf Petes Beschäftigung mit dem Abfassen von «Vortragsmanuskripten» in seiner Dachboden-Verschanzung. (Diese Manuskripte bezeichnet er als «Arbeit, mit der [ihn] Gott betraut hat».) Als Leser bekommen wir diese Manuskripte nie zu sehen. Wir bekommen stattdessen dieses Buch, Petes Schilderung nicht nur dessen, was alles schiefgegangen ist, sondern auch, sehr viel wichtiger, dessen, was er zu tun gedenkt, um es wieder in Ordnung zu bringen. Als Pete die Ereignisse, die zur Hinrichtung des Bürgermeisters geführt haben, Revue passieren lässt, sagt er: «Erst ein paar Tage zuvor hatte ich bei einem Rotarier-Lunch einen Vortrag über eine ganze Reihe solcher Vorrichtungen gehalten. Meine Absicht war es gewesen, Parallelen zwischen alten und modernen Auffassungen von Bestrafung und Schuld zu

ziehen und anhand einiger Beispiele zu demonstrieren, wie von unserer heutigen Gesellschaft ‹Die Barbarei früherer Zeiten› – so der Titel meines Vortrags – internalisiert, ja auf subtile Weise sogar institutionalisiert wurde.» Aus seiner Sicht sind Petes Beweggründe löblich; er möchte aufklären, belehren. Aber irgendetwas kommt dem in die Quere. Sein Vortrag beispielsweise bringt ihm lediglich den Spitznamen «Herr Scharfrichter» von Seiten der Bürger ein, die ihn um Hilfe bei der Tötung des Bürgermeisters ersuchen, eine Bitte, der Pete zu seinem späteren Bedauern bereitwillig nachkommt, wobei er sogar so weit geht, vorzuschlagen, sie sollten «Toyotas und Subarus anstelle von Pferden» verwenden. Als letzten Wunsch äußert Jim Kunkel die Bitte, Pete möge seinen Körper zerstückeln und die Teile wie die des Osiris an verstreuten Orten begraben. Pete verspricht es, bewahrt Kunkels innere Organe jedoch stattdessen in seiner Gefriertruhe auf und schafft es lediglich, einen Fuß zu begraben, dessen Blut einige Feigenriegel durchweicht, die eine andere Romanfigur versehentlich isst.

Doch Pete lässt sich trotz alledem nicht abschrecken. Seine Streifzüge durch die verödete Landschaft werden von Gedanken an Auferstehung und Erneuerung begleitet. Er möchte als Bürgermeister kandidieren. Er spielt mit Wahlkampfslogans: «Pete Robinson für den Weltfrieden. Pete Robinson, ein Schritt zum Paradies.» Der Titel des Romans ist ebenfalls ein Wahlkampfslogan, und Petes Geschwafel klingt großenteils nach politischer Rhetorik. Er ist ständig damit beschäftigt zu erklären, zu theoretisieren, geschichtlich und kulturell Überliefertes auf die unmittelbare Situation anzuwenden. Pete weiß eine Menge – über das Ägyptische Totenbuch, portugiesische Folterkammern, Grundschulpä-

dagogik –, aber nichts, was er weiß, hilft ihm, seine Welt zu verstehen. Der Eindruck, dass das Wissen selbst – die Geschichte, der westliche Kanon, was auch immer – ebenso unweigerlich zerfällt wie die Stadt, durchdringt den Roman; und da dieser eben auch ein Buch ist, zerrinnt uns beim Lesen ein Teil all dessen unter den eigenen Händen.

Petes Träume davon, Bürgermeister zu werden, stehen ebenso wie seine Hoffnungen, in seinem Haus eine Schule zu eröffnen, im Widerspruch zum Niedergang des politischen Systems und des Bildungswesens der Stadt. Die Steuerzahler haben den Schulen die Mittel gestrichen. Das ehemalige Schulgebäude ist in eine Fabrik zur Herstellung von Amuletten aus Koralle umfunktioniert worden. Petes Frau Meredith schenkt ihm einen dieser Schmuckgegenstände und gibt damit zu verstehen, dass sie einem der an Zulauf gewinnenden Wasser- und Fischkulte angehört. Die Küstenstadt in Florida, an einem nicht näher bestimmten Ort, in einem nicht näher bestimmten Jahr, ist in einen primitiven Zustand zurückgefallen, in dem der Aberglaube gedeiht und die Bürger sich von unsichtbaren Kräften beherrscht wähnen. Die Erzählstrategie des Buches passt perfekt dazu, denn Petes Redseligkeit und der Anschein der Rationalität sind wie das Gehäuse einer Muschel, in deren Innern dunkle Kräfte lauern. Warum interessiert er sich eigentlich so für die Inquisition? Warum baut er in seinem Keller eine «aus Balsaholz und Polystyrolschaum in Ausstellungsqualität und im Maßstab 1:32 als Querschnitt gefertigte Rekonstruktion einer portugiesischen Verhörkammer (um 1600), komplett bestückt mit Streckbank, Miniatur-Hand- und Beinschellen, nachgebildet aus mit Farbspray umlackierten Modeschmuck-Halsreifen und -Verschlüssen, dazu Watte-

bäuschchen von Q-tips, die Albinoratten darstellen»? Zwar hält sich Pete für den möglichen Retter der Stadt, doch der Umstand, dass er Bürgermeister werden will, bringt ihn mit dem früheren Amtsinhaber, dem todbringenden Kunkel, in Verbindung. Welche bürgermeisterlichen Aufgaben will Pete im tiefsten Innern übernehmen? Wer ist er eigentlich? Seit der Veröffentlichung von *Wählt Mr. Robinson* sind dystopische Romane eine Art Mode geworden. Antrim war früh mit dabei, wenn er nicht sogar der Erste war. Heute jedenfalls, im Gefolge von 9/11, der Entstehung von Grenzmilizen, Gesetzen, die das Tragen von Waffen erlauben, und Überlebensbunkern wirkt der Roman noch hellsichtiger als bei seinem Erscheinen im Jahre 1993. Doch «dystopisch» beschreibt hier weder den Wahnsinn noch die Methode. Den Kern von Antrims Unterfangen, das, was es ihm erlaubt, seine wilden Mutmaßungen glaubhaft zu gestalten, bilden sein tiefer Einblick in gesellschaftliche und eheliche Beziehungen und seine meisterlichen sprachlichen Fähigkeiten. Antrim skizziert seine Figuren – Rotarier, Tennis-Fans, Mütter aus der Vorstadt, missratene Teenager – mit unauslöschlichen Strichen. Sie sprechen einen perfekt wiedergegebenen, amerikanischen Jargon. Sie gestalten ihr Leben, indem sie all das tun, was komfortabel domestizierte Amerikaner tun. Sie gehen zu Abendessen, zu denen jeder etwas mitbringt, beäugen gegenseitig ihre Ehepartner, chauffieren Kinder zu ihren Terminen, leihen sich Rohrreinigungsspiralen, alles im Streben nach Glück an einem Ort, wo es kein Glück mehr geben kann. «Im Clam Castle drängten sich die Steuerzahler», sagt Pete auf seine typische Weise: «Jerry, Bill, Abe, Tom, Robert, Betsy, Dick und viele andere Vertreter der Geschäftswelt, einige meiner ehemaligen Lehrer-

kollegen mit eingeschlossen wie Alan, Simone, Doug; und dazu alle Ehepartner sowie ein paar Kinder, die so alt waren, dass man ihnen zumuten konnte, sich während angeregter Diskussionen ruhig zu verhalten; und Merediths Mutter Helen, der der Status quo grundsätzlich nicht passte und die immer wieder laut wurde; und, selbstverständlich, Terry, dessen generöses Iss-so-viel-du-kannst-zum-Extratiefpreis-Angebot der Hauptgrund dafür war, dass wir uns im Clam Castle versammelten.» Es ist verblüffend, wie viele Informationen Antrim in diesem Satz unterbringt. Als Erstes bekommen wir es mit Petes Ausführlichkeitsfimmel zu tun, als er eine Genealogie herunterbetet, die Homers *Ilias* würdig wäre; als Nächstes erfahren wir von seinen heimlichen Bedenken gegen Kinder (Pete und Meredith sind kinderlos) sowie seinem Verhältnis zu seiner Schwiegermutter; wir gewinnen Einblicke in die Fadheit heutiger Ausdrucksweisen («Vertreter der Geschäftswelt») sowie in Einzelheiten über das trotz der viel größeren Probleme der Stadt nach wie vor bestehende Interesse der Teilnehmer, durch den Verzehr von Fastfood sparsam zu wirtschaften, ein Einfall, der den Satz auf einer sehr witzigen Note enden lässt und den vorstädtischen Realismus verstärkt. Die Plausibilität verstärkt die Surrealität des Romans, anstatt ihr Abbruch zu tun. In Antrims Händen bringen Szenen von kunstvoller Phantasie Augenblicke hervor, die emotional so aufschlussreich sind wie jene bei Tschechow. So fragt Pete seine Frau Meredith, als diese zu einem Quastenflosser «wird» und mit anderen Quastenflossern im Meer herumtollt: «Kann ich einer werden, kann ich mit dir kommen?» Merediths urkomische Antwort ist zugleich herzzerreißend: «Das ist genau das Problem, Pete, man muss bereits dort sein, und du warst es

nicht. Es tut mir leid, Schatz.» Welche Metapher wäre besser geeignet, die Entfremdung innerhalb einer Ehe und die Vergänglichkeit der Liebe zu beschreiben? Dieses Doppel- oder Dreifachregister stellt das wesentliche Merkmal dieses nicht zu klassifizierenden Buchs und von Antrims Romanen im Allgemeinen dar. Viele Autoren können abwechselnd traurig, komisch, erschreckend oder grotesk sein. Antrim ist all das gleichzeitig. Er lädt einzelne Szenen, ja einzelne Sätze mit vielfachen Bedeutungsnuancen auf. Deshalb ist *Wählt Mr. Robinson* so schwer zu interpretieren. Die emotionalen Anhaltspunkte sind nicht die, die wir von der Lektüre anderer Romane kennen. Sie kommen hier, und nur hier, vor.

Für ein schlankes Buch, verfasst in einer Prosa, wie man sie so schön, penibel interpunktiert und wohlmoduliert nur selten zu lesen bekommt, ist *Wählt Mr. Robinson für eine bessere Welt* ausgesprochen gewalttätig. Im Gegensatz zu den beiden anderen Büchern der Trilogie ist die Gewalt nicht ritualisiert oder durch komische Übertreibung abgemildert. Hier bricht sie unerwartet und zerstörerisch hervor. Mir fällt kaum ein anderer Roman ein, der dem Leser gegenüber den Spieß so vollständig umdreht. Lange Zeit lächelt man bei der Lektüre, oder man lacht laut heraus, doch im Fortgang der Geschichte und ganz abrupt auf den letzten Seiten (wenn wir erfahren, warum Pete auf dem Dachboden eingeschlossen ist), stellt sich ein Frösteln ein. Gegen alle Erwartungen wird dieser überaus komische Roman wahrhaft furchterregend, und der Leser stürzt, als geriete er in Petes eigene getarnte Fallgrube, in die angespitzten Pfähle des erschreckenden Endes.

Von allen Romanfiguren benennt noch am ehesten der

tote Ex-Bürgermeister, woran die Stadt krankt. Bei dem Rotarier-Essen, bei dem Pete seinen Vortrag hält, steht Kunkel auf, um zu verkünden: «Wir sind hier alle Mörder», und dass er die Wahrheit ausspricht, empört seine Nachbarn und hat, zu einem nicht geringen Teil, seinen Untergang zur Folge. *Wählt Mr. Robinson für eine bessere Welt* erhebt einen ähnlichen Vorwurf, indem der Roman die Barbarei nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart belegt, und die Reaktion des Lesers, zumal des amerikanischen, wird wahrscheinlich ebenso von Unbehagen, Zorn und schuldbewusstem Wiedererkennen geprägt sein. In einer Umkehrung von Marx' berühmtem Satz über die Geschichte im Achtzehnten Brumaire finden die Hauptereignisse in diesem Roman zuerst als Farce und dann als Tragödie statt. Kunkels Todesszene, wiewohl gruselig, zielt im Wesentlichen auf Lacher ab. Dass er alle als Mörder bezeichnet, ist ebenso humoristisch aufgeladen. Aber am Ende des Buches geht uns der fürchterliche Ernst der Worte des Bürgermeisters auf. Es ist, als hätte Antrim noch den letzten Rest Komik aus dem Gewebe seiner Erzählung herausgepresst und nur einen giftigen Rest übrig gelassen.

Natürlich begnügt der Roman sich nicht damit, nur anzuprangern. Es handelt sich schließlich um ein literarisches Werk, das eine klassischere Katharsis vorsieht, als man sie von einem Roman mit beträchtlichen experimentellen Eigenschaften vielleicht erwarten würde. Trotz seiner Sonderbarkeit mögen wir Pete. In dieser veränderten Welt ist er unser einziger Lotse. Man wünscht sich unwillkürlich, Meredith käme zu ihm zurück. Man hofft, dass am ersten Schultag alles gut für ihn laufen wird. Als das nicht eintrifft und sich Petes wahrer Charakter offenbart, erlebt der Leser

Emotionen, die genauso intensiv und reinigend sind, wie von der aristotelischen Poetik gefordert: Entsetzen über das, was Pete tut, und Mitleid für sein Opfer, die arme «kleine Sarah Miller mit den kastanienbraunen Haaren». Das Buch lässt einen wie ausgehöhlt zurück, überwältigt davon, was Antrim auf sich genommen hat, um in einer unrealistischen Erzählung das Wesen des Bösen real und fassbar zu gestalten. Zudem dient das Mitgefühl mit Pete, das im Laufe des Buches mit derart leichter Hand gewonnen wird, dass der Leser es vielleicht gar nicht merkt, als eine Form der Selbstbezichtigung. Dass sich Pete der dunklen Kräfte in seinem Innern nicht bewusst ist, hat den Effekt, dass sich der Leser fragt, in welchem Maße dies vielleicht für jeden gilt. Am Ende des Buches verspürt man daher Entsetzen über und Mitleid mit sich selbst.

Trotz seines düsteren Gegenstandes und seiner bitteren Einschätzung der Menschennatur ist das Buch alles andere als destruktiv. Mit seinem Humor und seiner Traurigkeit und zumal mit der Genauigkeit seiner Prosa und dem intelligenten Fluss von Petes Gedanken, und seien sie noch so durchgeknallt, erfreut und schmerzt das Buch zugleich. Mit echter Kunstfertigkeit inszeniert Donald Antrim etwas von der Wiederauferstehung, die Pete mit der Beisetzung von Jim Kunkels Fuß zu bewirken hofft. «Und so scheint es», schreibt Pete, «als sollte eigentlich nicht Jim Kunkels Fuß bestattet werden – um Jims Fuß ging es gar nicht –, sondern ein Gefäß aus Fleisch und Blut, das in sich die Hoffnungen der Menschheit – Jims, meine, die von allen und jedem – auf eine bessere, klügere Welt barg, die aus dem mit Blut und Knochen fruchtbar gemachten Erdreich wachsen könnte.» Trotz des schelmischen Tons dieses Satzes beschreibt er

sehr schön sowohl Antrims Absicht als auch seine Leistung. Dieses nekrotische Buch gräbt sich tief in den Verstand ein und spendet trotz seines eitrigen Inhalts Leben.

Denken Sie sich eine Ortschaft, gipsputzrosa und fischbauchweiß, mit Glyzinien und sich wiegenden Palmen hübsch verpackt und nach verfaulten Früchten riechend, die aufgeplatzt unter den Bäumen liegen, Mangos, Papayas, wunderbare Tangerinen. Stellen Sie sich vor, dass sich dieser Ort auf einer Korallenbank erhebt, die ausgebleicht an einem flachen Badegewässer aus dem Meer ragt, «der versunkenen Welt der Fische». So nennt meine Frau Meredith den Ozean. Ihr Vater war Austernfischer. Natürlich ist dieser Beruf heute ausgestorben wie so viele, die einst die Stützpfeiler dieses Paradieses bildeten. Vom Fenster meiner Dachkammer aus kann ich zusehen, wie Merediths Verwandtschaft die Uferlinie abgrast. Vornübergeneigt graben sie den feuchten Dünensand mit Spielzeugschaufeln aus Plastik um, mit gelben, roten, blauen. Die gelbe gehört Merediths Mutter, wie ich weiß. Ich möchte Helen etwas zurufen, ihr zuwinken und Grüße austauschen, doch ich weiß auch, dass sie meinen Gruß niemals erwidern wird nach den schlimmen Dingen, die dem kleinen Rotschopf Sarah Miller am Anfang vergangener Woche widerfahren sind, drunten in meinem Keller.

Tragisch.

Die Sandstocherer ziehen weiter ihres armseligen Weges die Küste entlang. Wer hätte sich je vorstellen mögen, dass

die Existenz eines ganzen Ortes auf der industriellen Vermarktung von magischen Kräften toten Meeresgetiers beruhen könnte? Aber so ist es. Schauen Sie nur landeinwärts. Da haben wir die umgewandelte Grundschule mit Uhren an den Wänden, die unablässig drei Uhr verkünden. Eine Fabrik hat man daraus gemacht. Tag und Nacht werden da drinnen nun Seesternfetische und Totems aus Kaurischnecken, Meergurken und angeschwemmten Holztrümmern hergestellt. Ich kann das Singen und Kreischen der Fräsen hören, mit denen sie aus den kostbaren schwarzen Korallen Ringe und Amulette machen, wie sie hier jeder trägt, und ich höre das rasenmäherhafte Brummen von einem Dutzend Dieselaggregaten, die man vor das Schulhaus gestellt hat und die zusätzlichen Strom liefern über Hochspannungskabel, welche sich schwarz durch den Abenteuerspielplatz, über den Asphaltbelag des Basketballfeldes und schließlich um den Maschendrahtzaun, der die Tennisplätze umgibt, schlängeln.

Auf dem Center Court wirft eine Frau im weißen Dress einen Ball in die Luft. Er fängt das grelle Tageslicht ein, das von den Hochwasserschutzkanälen längs der South Main Street reflektiert wird. Dieses die Küstenstreifen verbindende Grabennetz soll Sturmfluten im Gefolge von Hurrikanen auffangen – tiefe, lange, alligatorverseuchte Gewässer kreuz und quer durch das mit Müll aufgefüllte Land. Der Schläger der Frau katapultiert den Ball ins gegnerische Spielfeld. Er fliegt durch die Luft, springt auf. Dort aber ist niemand, nur Bälle liegen herum. Die Frau ist Inhaberin eines Geschäfts für Kinderbekleidung in der Pettigrew Street. Ich zücke mein Fernglas und stelle auf die verspiegelten Gläser der Sonnenbrille scharf, in denen der Sandbelag des Feldes

aufscheint, und auf die Tonstaubwölkchen, die pilzförmig um ihre schleifenden Füße emporschießen. Und auf ihrem plissierten Tennisröckchen hat sie dunkle Schmutzflecken, Tonerde, von den Bällen beim Aufprall auf dem Spielfeld abgerieben, schweißig auf die Hand übertragen, gedankenlos feuchtschmierig abgewischt in der gleißenden Sommerhitze, die dem Hauch von Ozon unter den aufziehenden Wolken so prächtig vorangeht.

Der nachmittägliche Regen – da kommt er schon aus Westen. Die Frau schlägt auf, der Regen zieht näher; und jetzt geht die Tür der Schulcafeteria auf, frisch in einem kräftigen Mitternachtsblau gestrichen, was einen tieferen Sinn haben könnte oder auch nicht. Ein Mann beguckt sich den Himmel und die näherrückende Regenwand. Ich kann sein grobschlächtiges Gesicht erkennen. Es ist Ray Conover, dessen Frau Miriam auf so schreckliche Weise umkam, als Jim Kunkel jene elend dumme Show abzog und wahllos Stinger-Raketen in den Fontänenteich des Botanischen Gartens feuerte. Viele von denen, die dort Picknick machten, starben an jenem Tag. Ich erinnere mich noch, wie Ray blutüberströmt die Main Street entlanglief, den Verkehr ignorierte und die Leiche seiner Frau auf den Armen trug.

Es geschah am Ende des Sommers, vor kurzem erst, ziemlich genau zu der Zeit, als eigentlich die Schule hätte beginnen sollen, es aber nicht tat, weil wir natürlich die Gebäude räumen mussten, nachdem die Steuerzahler dafür gestimmt hatten, dem kommunalen Schulwesen die Mittel zu entziehen.

Es war eine bittere Stunde. Wir trafen uns zu einer Besprechung – Vertreter der Schulbehörde und die verbliebenen, unterrichtsfähigen Lehrer – und beschlossen, den

Lehrbetrieb aufrechtzuerhalten und notfalls aus eigener Tasche zu finanzieren, konnten dann aber keine geeigneten Räumlichkeiten für die Vor-, Grund- und Mittelstufe finden. Nicht dass wir sehr viel Platz gebraucht hätten. Den brauchten wir nicht. Wir hatten ja nur eine Handvoll Kinder und hätten ohne weiteres nach dem Konzept einer einklassigen Dorfschule verfahren können. Aber jeder von uns – Meredith, ich, Doug, Marty, Allan, Simone –, wir alle glaubten an die Aufgliederung der Lerninhalte in separate Einheiten und an die Stärkung des Selbstwertgefühls der Schüler durch schrittweise gesteigerte Anforderungen und Leistungsdifferenzierung. Ein Jahr lang Bio, dann im nächsten Chemie. Davon wollten wir nicht abrücken. Also bestanden wir auf stufenspezifischen Klassenzimmern und getrennten Bereichen für die Wahlfächer, obwohl wir wussten, dass sich für manche nur zwei oder drei Schüler melden würden, oder auch nur einer, oder gar keiner.

Wir waren verschreckt. Wir waren überdreht.

Heute, da ich hier in meiner Dachkammer sitze, ein Vorhängeschloss an der Tür, einen Stoß Unterrichtsskizzen zum Durcharbeiten und diesen ‹Superweitwinkel›-Feldstecher mit Präzisionsoptik zum Herumspionieren – heute bin ich mir nicht mehr so sicher, dass ich das Strecken und Vierteilen eines ehemaligen Bürgermeisters und ehrenamtlichen Mitglieds der Handelskammer befürworten würde. Das haben wir nach dem Stinger-Vorfall mit Jim Kunkel gemacht. Was mich angeht, so lassen Sie mich hier und heute feststellen, dass es mir leidtut wegen der Rolle, die ich bei dem Femegericht spielte, das vor Jims Apartment in der Dune Road zusammentrat.

Andererseits: Was hätte ich schon tun können? Die An-

forderungen des bürgerlichen Diskurses sind vertrackt. Engagement und Geselligkeit werden auf mannigfache Weise belohnt. Ich wollte ein Schulgebäude haben. Meine Gedanken waren bei den Kindern, als mir Jerry Henderson, Bill Nixon und ein paar andere aus dem Rotary Club im Schein der Straßenlampen einen schönen Abend wünschten. Sie wussten nur zu gut, dass ich als Amateurhistoriker mit Streckbank, Rad, Eiserner Jungfrau und dergleichen vertraut war. Erst ein paar Tage zuvor hatte ich bei einem Rotarier-Lunch einen Vortrag über eine ganze Reihe solcher Vorrichtungen gehalten. Meine Absicht war es gewesen, Parallelen zwischen alten und modernen Auffassungen von Bestrafung und Schuld zu ziehen und anhand einiger Beispiele zu demonstrieren, wie von unserer heutigen Gesellschaft die ‹Barbarei früherer Zeiten› – so der Titel meines Referats – internalisiert, ja auf subtile Weise sogar institutionalisiert wurde.

Ich hatte gehofft, etwas über unsere Art zu leben vermitteln zu können. Als die Zuhörer dann Fragen stellen durften, wurde mir allerdings klar, dass mein Vortrag in Wahrheit eine verheerende Wirkung gezeitigt hatte. Hätte ich es kommen sehen müssen in jener sternklaren Nacht in der Dune Road vor Jims Wohnung, als Jerry und Bill und diese Rüpel mir auf die Schulter klopften und grinsend sagten: «He – da ist ja unser Herr Scharfrichter»?

Oder auch: Wie viel an Verantwortung muss ich mir für das zuschreiben, was dann zuletzt zwangsläufig geschah, nur weil ich vorschlug, einige der in der Nähe geparkten Toyotas und Subarus zu nehmen anstelle von Pferden?

Vielleicht stellt man solche Fragen besser nicht. Wie dem auch sei, ich muss jetzt meinen Unterricht vorbereiten. Das

ist es, was man von mir erwartet, das ist die Aufgabe, mit der mich Gott betraut hat, und nicht damit, aus dem Fenster zu starren und den strahlend schönen, braunen Körper der Besitzerin des Bekleidungsgeschäfts zu betrachten. Richtig morbid, dieser Voyeurismus von mir. Es ist eine Krankheit: leichte Agoraphobie, im Verein mit einer bedenklich fixen Idee von Regenwasser, das von Ziegeldächern in Rinnsteingullys läuft, die mit Pflanzenunrat verstopft sind.

Sie stauen das Wasser zurück, die Gullys, und verstopfen die Kanalisation mit Dreck. Der Himmel wird schwarz, Regenfälle gehen nieder, Kanäle laufen über, Rasenflächen stehen unter Wasser, die nicht gekehrten Straßen werden allmählich überschwemmt. Alles, Häuser und Geschäfte, Tankstellen und Banken, alle die lieb gewordenen Orientierungspunkte meines glücklichen Lebens in diesem Ort – alles scheint zu versinken. Wie trostlos dann die Welt aussieht. Es fehlt nur noch, dass aus Erkerfenstern Reptilien mit aufgerissenen Rachen herausschauen, Schlangen aus Aluminiumbriefkästen purzeln und sich von niedrigen Gitterrosten über Doppelgaragentoren fallen lassen. Es ist eine Szenerie aus meinen Träumen, ein nasser Ort, den ich gut kenne und auch wieder nicht, ein Zuhause und doch keines, und darin wühlt ein Schwimmbagger und fördert Andeutungen von Verlust und Schmerz, von Verlangen und Begierde zutage, Indizien für meine immer intensiver werdende Vorahnung eines Todes durch Ertrinken.

Es bleibt abzuwarten, ob der heutige Wolkenbruch heftig genug sein oder lang genug anhalten wird, um eine solche Metamorphose der Welt zu bewirken.

Da haben wir schon etwas, was auf eine Unheil verkündende Vorhersage schließen lässt: Ray Conover schlurft

zwischen den Dieselmotoren umher, die draußen vor der Hauswand der ehemaligen Schule – *meiner* ehemaligen Schule – aufgereiht sind und vor sich hin grummeln, stellt die Motoren ab und sorgt damit für so viel Stille, dass man von weit her das unregelmäßige Anschlagen einer Glockenboje hören kann, was zweifellos auf Seegang und ansteigende Pegel hindeutet. Und aus der Nähe die Echos von hart geschlagenen Tennisbällen. Bis jetzt war mir noch gar nicht aufgefallen, was für ein Geräusch ein solcher Aufprall erzeugt. Der Schläger der Frau beschreibt eine bogenförmige Aufwärtsbewegung hin zu einem filzigen Ball, der sich auf seiner vertikalen Bahn zum Scheitelpunkt völligen Stillstands befindet. Dann erfolgt der Schlag, und der Ball schießt davon. Einen nicht messbaren Moment danach höre ich ein *Womp*.

Ob ihr klar ist, dass sie gleich patschnass werden wird? Vielleicht sieht sie ja durch ihre silbrigen Heuschreckengläser eine Welt ohne Wetter.

Ray fummelt an einem Dieselaggregat herum. Ich finde, er sieht gar nicht gut aus. Seine Hose ist zu kurz, und sein Hemd ist zerrissen. Zottelige Barthaare kringeln sich an seinem Hals. Er könnte ein übergewichtiger, sonnengebräunter Wermutbruder sein, der den Tag vergammelt. Ray Conover allerdings ist kein Penner; er ist ein vielzitierter Fachmann für statistische Ozeanographie, der sich auf subtropische Ökosysteme von Küstenregionen spezialisiert hat. Ich vermute, dass er in der ehemaligen Schule eine Funktion als Berater ausübt und diese niederen Arbeiten der Überwachung von Dieselaggregaten im Hof nur übernommen hat, um jemandem einen Gefallen zu tun. Oder sie zum Vorwand nimmt, um dem unerbittlichen Zermahlen und

Zermalmen dort drinnen zu entkommen. Es muss ihm in der Seele weh tun, mit anzusehen, wie sein geliebtes Riff zu billigem Schmuck zerstampft wird.

Ich besitze so ein Schmuckstück aus dem Riff. Es ist ein Ring aus polierter schwarzer Koralle, eigentlich ganz schön, rein und schlicht und durchaus elegant, aber um einige Nummern zu groß für jeden meiner Finger. Er ist ein Geschenk von Meredith; sonst hätte ich ihn inzwischen wohl weggeworfen. Ich glaube nicht an Talismane, und offen gestanden finde ich den Wasser- und Fischkult, der hier in der Gegend zusehends gedeiht, mehr als nur ein bisschen lästig. Beispiel gefällig? Als ich im Spaß zu Meredith sagte, dass man den Ring auch als Gerätschaft für sexuelle Zwecke benutzen könnte, meinte sie: «Nun werde mal nicht blasphemisch, ja?»

Es war an einem Werktag gewesen, und wir hatten gerade unser Abendessen beendet. Es erschien mir müßig, auf die Tatsache zu verweisen, dass Blasphemie Glauben voraussetzt. Wie auch immer: Das Präsent meiner Frau in seiner mit indigoblauem Samt ausgeschlagenen winzigen Geschenkschatulle, mit einem grobkörnigen Plastikdeckel in der Form des Ektoskeletts einer Königskrabbe verschlossen, war als Überraschung gedacht gewesen. Sie sagte: «Du brauchst gar nicht sarkastisch zu werden, Pete. Es ist nichts als ein kleines Geschenk. Mehr ist es nicht.»

«Danke, Schatz.»

«Das ist schwarze Koralle.»

«Wirklich?»

«Sie wird dich beschützen.»

Ich hatte den Ring in die Schatulle zurückgelegt, anschließend den Tisch abgeräumt und dabei die Fischgräten

restlos in den Müllschlucker geworfen, damit Meredith sie nicht mehr in die Finger bekam und für eine ihrer ichthyomorphen Trancen verwenden konnte.

Doch zurück zu der Kunkel-Geschichte. Sie geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Ständig sehe ich Jims Gesicht vor mir, rot beleuchtet von den Rücklichtern in den langen Sekunden, ehe sich die Schnüre strafften, während Bill Nixon wieder und wieder versuchte, seinen Qualmwolken ausstoßenden, falsch eingestellten Celica zu starten. Die ganze Situation war ausgesprochen ungemütlich; man konnte nichts tun, als die Schuhspitzen ins Gras zu bohren, zu den Sternen am Himmel hinaufzugucken und diesem Orgeln und Husten des Motors zuzuhören und natürlich dem verschnürten, gefesselten, an allen vieren angebundenen, auf dem Bauch liegenden und weinenden Jim Kunkel. Reißfeste Leinen aus Nylon von der Art, wie sie die Sportfischer aus der Gegend zum Fang von Tarpunen benutzen, verliefen strahlenförmig von Jims Hand- und Fußgelenken weg über den Rasen und durch Jims schönen japanischen Steingarten zu den hinteren Stoßstangen von Autos, die auf das Signal warteten, um gleichzeitig in unterschiedliche Richtungen loszufahren. Ich wollte Jim sagen, dass alles schnell vorbei sein, dass es nicht weh tun werde. In Wirklichkeit befürchtete ich das Gegenteil. Ganz besonders beunruhigte mich der Einsatz von Angelschnüren für eine extreme Belastungsprobe wie diese. Leitschnüre konnten halten oder reißen, in allen nur erdenklichen, ärgerlichen Kombinationen. Der Erfolg hing von einem sauberen, gleichmäßigen Zug ab, ohne jedes Rucken, genau wie wenn man einen großen Fisch an Bord zieht.

Es dauerte nicht lange, bis klarwurde, dass Nixons Motor

immer mehr absoff, und weil außerdem die Batterie jeden Augenblick ihren Geist aufgeben konnte, meldete sich Jerry Henderson mit dem klugen Vorschlag zu Wort: «Bill, mach mal eine Weile aus!» Auch die anderen stellten ihre Motoren ab. Man einigte sich darauf, fünf Minuten zu warten und es dann erneut zu versuchen. Bei den Büschen in der Hofeinfahrt am Rand der Straße drängten sich die Männer zusammen: Jerry und Bill, Dick Morton, Abraham de Leon, Tom Thompson, Terry Heinemann, Robert Isaac. Ob sie Jim schluchzen hörten? Einer spontanen Eingebung folgend, wollte ich zu Jim hinübergehen, um ihm meine Hand auf die Schulter zu legen, ihn zu halten oder ihm die Stirn abzuwischen, ihn vielleicht zu kratzen, falls es ihn irgendwo juckte. Ich hielt das für angebracht. Jawohl. Und auch, um mich zu entschuldigen: für das Urteil, für die Verzögerung bei der Vollstreckung, für alles Mögliche.

«Pete», flüsterte Jim ahnungsvoll.

«Jim?» Ich warf einen kurzen Blick in die Richtung der anderen. Hatten sie Jim meinen Namen rufen hören? Würde eine Unterhaltung mit dem Verurteilten mein Ansehen bei ihnen beschädigen? Nichts von alledem. Niemand schien davon Notiz zu nehmen, dass ich mich unauffällig und langsam auf den ehemaligen Bürgermeister zubewegte. Niemand schien meine Gestalt zu bemerken, deren Silhouette sich vor dem schwachen fahlgelben Lichtschein von Jims Antiinsektenlampe auf der Veranda abzeichnete.

«Ein Engel», sagte Jim. «Ich bin im Himmel.»

«Ich bin's, Jim. Pete.» Ich schob mich dicht an ihn heran. Ich hätte den Arm nach unten strecken und ihn berühren können.

«Mein Freund», sagte er und schüttelte die gestreckten

Hände, um mir die an den Gelenken befestigten Angelschnüre zu zeigen. «Sie schneiden mir das Blut ab.»

Welchen Sinn hätte es gehabt, ihm die Notwendigkeit stabiler Fesseln zu erläutern, die Mechanik stetigen Zugs im Gegensatz zu der des plötzlichen Rucks? «Tut mir leid», sagte ich zu ihm. Ich hörte das Gemurmel einer wachsenden Menschenmenge jenseits der Raseneinfassung. Zuschauer. Jim sagte: «Du weißt, Pete, dass ich in dem Personalausschuss saß, der deine Bewerbung als Lehrer für die dritte Klasse zu begutachten hatte. Wie lange ist das her?»

«Jahre.»

«Wir im Bürgermeisteramt waren ja nur mit dem Sichten der Bewerbungen befasst, bitte sehr, nicht mit der eigentlichen Entscheidung. Rein beratende Funktion. Wir haben deinen Lebenslauf sehr genau unter die Lupe genommen. *Sehr* genau. Was glaubst du, wie unsere Empfehlung ausgesehen hat?»

«Ich weiß nicht.»

«Was meinst du, was das Büro des Bürgermeisters dem Schulamt in Bezug auf den jungen Pete Robinson mitgeteilt hat?»

«Ich weiß es nicht, Jim.»

«Rate mal.» Seine Nackenmuskeln traten vor Anspannung hervor, er verrenkte den Hals, um den Kopf zu heben, und seine Hände schwangen noch immer leicht hin und her; er wies beinahe die Symptome eines neurologischen Anfalls auf. «Du bist ein richtiger Spielverderber», beschwerte er sich. «Nicht mal raten willst du.»

Ich vermutete, dass er unter Schock stand. Aber er sprach weiter und sagte: «Du hast die Stelle doch gekriegt, oder? Denk mal drüber nach.» Ich tat es, ich dachte darüber nach.

Und ich begriff, oder glaubte zu begreifen, während ich darüber nachdachte, worum es hier eigentlich ging, warum wir hier herumstanden und taten, was wir eben taten, warum Jims Tod eine Notwendigkeit war. Jim war kein normaler Bürger. Er war einmal Bürgermeister gewesen. Er hatte Einfluss ausgeübt auf mein Leben, auf das Leben von uns allen. Jetzt würde er vom Leben zum Tode gebracht werden vermittels grässlicher Handlungen, der hohen Stellung seines früheren Amtes entsprechend: Er, der alte Tribun, war zum Verbrecher geworden und wurde dafür jetzt vom Volk in Stücke gerissen.

Ich kniete mich nieder, dicht neben Jims von Leberflecken übersätem Kopf, und flüsterte ihm zu: «Du hast gewusst, dass es so kommen würde, stimmt's, Alter? Du hast es für uns getan, hast diese Familien im Botanischen Garten für uns geopfert. Du hast gewusst, dass dein Blut der Kitt sein würde, der diese Gemeinde zusammenhält.»

«Du bist ja übergeschnappt», stieß er hervor, während von einem anderen Teil des Rasens Jerry Hendersons Stimme verkündete: «Meine Herren, es ist so weit.» Autotüren knallten. In Jims Mundwinkeln vermischten sich die Tränen mit Speichel, als nach und nach die Motoren der Fahrzeuge ansprangen, alle, nur der des Celica nicht.

«Scheißdreck», sagte Bill Nixon.

Aus der Menge ertönte ein Ruf: «Starterkabel! Wer hat ein Paar Starterkabel?»

Eine Minute später steuerte Abraham de Leon seinen blauen Dodge Van an Kunkels knospenden weißen Hortensien entlang. «Na, mach schon, Abe», ermunterte ihn Jerry Henderson, während der Van an Jims aus Treibholz gezimmertem Briefkasten vorbei, in die Einfahrt hinein und ihm,

Henderson, entgegenbrummte, der, vom Lichtkegel der aufgeblendeten Scheinwerfer angestrahlt, das Fahrzeug mit Armzeichen, als befänden sie sich an Bord eines Flugzeugträgers, einwies und ihm freie Fahrt zu dem manövrierunfähigen Vehikel signalisierte. Ich konnte den Blick nicht von dem Schauspiel wenden, das Jerry Hendersons Schatten bot, den die Scheinwerfer von Abrahams Dodge monströs auf Jims überdimensioniertes Garagentor warfen; und während Abraham näher heranfuhr, wuchs Jerrys methodisch und kryptisch gestikulierender Schatten weiter an und ragte drohend über uns auf wie ein in Bewegung geratenes pharaonisches Wandfries.

Ich fragte Jim: «He, hast du eine Ahnung von ägyptischer Religion?»

«Nein. Aber könntest du vielleicht diese Knoten aufmachen, Pete? Ich kann ja nicht die ganze Nacht lang so dahängen, oder?»

Ich sah, dass Jerry, Bill und Abraham mit Kabeln und Klemmen herumhantierten. Ich sah Tom Thompson an seinem geparkten Mazda lehnen. Ich sah, wie Männer, die ich kannte, sich zu solchen gesellten, die ich nicht kannte, und wie sie sich alle murmelnd unterhielten oder zur Seite schauten, als läge hier kein an allen vieren festgebundener Mensch mitten auf diesem grünen Rasen. Es war, als hätte jemand Begrenzungslinien auf die Erde gemalt. Keiner von denen, die außerhalb standen, schien das Spielfeld oder die Akteure darauf – mich und Jim – zur Kenntnis nehmen zu wollen, und ich gewann allmählich den Eindruck, dass dies vielleicht das charakteristische Verhalten für einen Ort war, den manche als ‹heiligen Boden› bezeichnen, und dass die Begrenzungslinien aus Schamgefühl gezogen wurden.